

Weiterbildung als Grundaufgabe der Universität um die Jahrtausendwende

Autor(en): **Weber, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université**

Band (Jahr): **23 (1997)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weiterbildung als Grundaufgabe der Universität um die Jahrtausendwende

Karl Weber

Dans toutes les sociétés modernes, la formation continue attire de plus en plus de participants. Le nombre d'institutions publiques et privées qui organisent des cours dans le domaine de la formation continue ne fait que croître, montrant bien que notre société industrielle se transforme en société scientifique où la science est devenue une ressource de première importance. Les universités s'engagent à leur tour dans le domaine de la formation continue pour ne pas perdre leur rôle intellectuel et formateur. Les pages de ce Bulletin présentent une série de réflexions sur les conséquences du développement actuel de la formation permanente pour nos universités.

1. Einleitung

Vor mehr als 20 Jahren formulierte ein amerikanischer Soziologe (BELL 1973) die These, Wissenschaft sei das Axialprinzip der modernen Gesellschaft. Er bezeichnete Wissenschaft als wichtigste Ressource, um Wirtschaft, Technologie und Sozialstruktur innovativ umzugestalten. Dabei fällt jenen, die über Wissen verfügen, eine Führungsrolle zu. Nicht so sehr der Besitz an finanziellem Kapital oder an Rohstoffen entscheidet gemäss Bell über die Position eines Landes im internationalen System, sondern jener an Wissen.

Der Wandel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, den wir heute erleben, konfrontiert die Universität mit ihren eigenen Erfolgen. Wissen und Wissenschaft sind für die Gesellschaft wichtiger geworden. Die Universität wird mit immer mehr Erwartungen konfrontiert, die allerdings widersprüchlich sind: Sie soll junge Leute für die Wissenschaft und auch für die ausseruniversitäre Berufspraxis ausbilden; sie soll eine längerfristig orientierte Forschung betreiben und gleichzeitig auf aktuelle gesellschaftliche Fragen eingehen; sie soll immer mehr Leute mit immer weniger finanziellen Mitteln ausbilden usw.

So paradox es klingen mag, in diesen erhöhten Ansprüchen an die Universität drückt sich ihre gesellschaftliche Wertschätzung aus. Mit ihren Erfolgen hat die Universität jedoch ihre "gesellschaftliche Unschuld" verloren und ist zu einem wichtigen Element im widersprüchlichen sozialen Gefüge geworden. Aufgaben und Perspektiven der Universität müssen daher in einem neuen Lichte gesehen werden.

Mit Blick auf die universitäre Weiterbildung gilt es namentlich folgende Fragen zu klären:

- Wie lässt sich die moderne Wissensgesellschaft charakterisieren und inwiefern ist sie auf Weiterbildung angewiesen?
- Wie positioniert sich die Universität in dieser neuen Gesellschaft? Welche Rollen fallen ihr in Lehre, Weiterbildung und Forschung zu?
- Welches ist das Besondere der universitären Weiterbildung und wie kann sie gegenüber der Erstausbildung abgegrenzt werden?
- Wie kann die Universität die Weiterbildung als Dauerauftrag sinnvoll und effizient wahrnehmen?

2. Dynamik der Wissensgesellschaft

Heute erleben wir, wie zukunftsgerichtet die einleitend genannte These von Bell war: Die Wissenschaft befindet sich weltweit auf einem Siegeszug. Neben den traditionellen Zentren der Wissenschaft in Europa, im angelsächsischen und im nordamerikanischen Raum entstanden neue auf allen Kontinenten, insbesondere im asiatischen Raum. Unter der Schirmherrschaft der EU formiert sich auch auf unserem Kontinent die Wissenschaftslandschaft neu. In unmittelbarer Nachbarschaft zur Schweiz sind neue Zentren der Wissenschaft und der Technologie in den Räumen Süddeutschland, Piemont/Lombardei und Grenoble/Lyon entstanden.

Weltweit befassen sich immer mehr Menschen mit der Erzeugung, Weitergabe und Nutzung von Wissenschaft. Die Organisation der Wissenschaft selber verändert sich tiefgreifend. Der private Sektor engagiert sich immer mehr in der Wissensproduktion, und zwar in allen Bereichen, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität. Die öffentlich finanzierte Forschung verliert faktisch an Stellenwert. Das ist für die Entwicklung der Universitäten nicht unproblematisch. Die Formen nationaler und internationaler Zusammenarbeit werden vielfältiger. Pragmatische und resultatsorientierte Kooperationsmuster herrschen vor. Dank den neuen Möglichkeiten der Informationstechnologien kann Wissenschaft international leicht kommuniziert werden, obwohl der Zugang zu neuem Wissen gleichzeitig sozial reguliert wird. Auch im deutschsprachigen Raum arbeiten heute die Hochschulen ohne innere Vorbehalte mit der Wirtschaft zusammen.

Im Wachstum und in der Dynamik der Wissensproduktion haben sich zwei wissenschaftliche Produktionsweisen herausgebildet (vgl. GIBBONS u. a. 1994), zwischen denen es selbstverständlich fließende Übergänge gibt. Die erste ist disziplinbezogen und reguliert sich wesentlich nach den Mustern und Normen, wie sie in vielen disziplinären Bereichen der universitären Forschung gelten. Die Dynamik der Wissensentwicklung wird durch die Peers gesteuert. Der Prozeß der Erzeugung und der Nutzung von Wissen wird als linear begriffen und durch die beiden Extreme 'Grundlagenforschung' und 'neues Produkt' eingegrenzt.

Die zweite Produktionsweise ist kontextgebunden: Der Logik der Anwendung von Wissen wird bereits im Prozess der Wissenserzeugung Rechnung getragen. In solche zeitlich und sachlich begrenzte Projekte sind viele Akteure mit ganz unterschiedlichem Wissen und Können und spezifischen Interessen einbezogen. Die Projekte haben vorwiegend einen fachübergreifenden Charakter.

Drei Formen von wissenschaftlichem Wissen gewinnen für die Wirtschaft und die Gesellschaft allgemein an Bedeutung:

1. Wissenschaft gilt zu Recht als wichtiges Instrument der "Entzauberung" der Welt. Dank Wissenschaft sind wir immer besser in der Lage, die Welt, in der wir leben, und uns selber zu verstehen. Wissenschaft hilft uns allerdings nicht nur, immer mehr "Warum-Fragen" zu beantworten, sie macht uns auch auf neue Fragen aufmerksam.
2. Es ist unbestritten, dass wir dank technologischem Wissen die äussere Natur gestalten und immer mehr Artefakte hervorbringen können. Giddens (1997) hält neuerdings fest, die Natur an sich sei am Verschwinden, das heisst, wir leben in einer von Menschen eingerichteten Welt. Wissenschaft trägt dazu bei, gegebene Verfahren, Produkte, Technologien und Dienstleistungen zu verbessern. Dank Wissen ist es auch möglich, neuartige Produkte und Technologien zu entwickeln. Ich erinnere an die Bedeutung des Computers bzw. Roboters für die Weiterentwicklung der Technik in der Chirurgie. Technologisches Wissen bildet nicht nur eine Voraussetzung für die Entwicklung neuer Produkte. Ohne technologisches Wissen können die Folgeprobleme der Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche gar nicht angegangen werden (vgl. Umweltbelastung). Schliesslich ermöglicht die Anwendung neuen Wissens, wiederum neues Wissen hervorzubringen. So gestattet erst der Einsatz hochspezialisierter Technologien, also zu Materie geronnener 'Geist', die Entdeckung von Regularitäten in der Natur.
3. Wissen wird dadurch wirksam, dass es in die Lebenswelt eindringt. Die Einzelnen filtern dauernd Wissensbestände und eignen sich diese an. Dadurch werden Prozesse der Reflexion und der Identitätsbildung gefördert. Wissen hilft so, wichtige Fragen zu klären wie, wer wir sind, was wir wollen und welche Kräfte uns antreiben. Wissen bildet eine wichtige Voraussetzung für individuelle und kollektive Selbstvergewisserung.

Die Durchschlagskraft der Wissensgesellschaft ist enorm. Sie durchdringt nicht nur die wirtschaftliche Sphäre, sondern auch die kulturelle, politische und private. Getragen und gestaltet wird dieser Prozess durch die weiterhin wachsende Zahl hochqualifizierter Menschen, die unsere Hochschulen verlassen und sich als Fachleute in der Arbeitswelt etablieren. Wir finden sie nicht nur in traditionellen Tätigkeitsfeldern der öffentlichen Hand (Verwaltung, Rechtsprechung, Bildungs- und Gesundheitswesen), nicht nur in der Industrie und in den herkömmlichen Dienstleistungsbranchen wie Banken und Versicherungen, sondern immer mehr hochqualifizierte Arbeitskräfte wirken als Selbständige beratend.

Dazu kommt, dass sich auch die Arbeitsaufgaben aller nachqualifizierten Arbeitskräfte wesentlich verändert haben. Sie sind abstrakter geworden, und viele AkademikerInnen beschäftigen sich mit der Beschaffung, Verarbeitung und Nutzung von Wissen ("Brainworker").

In der Wissensgesellschaft wird der Prozess der Produktion, Selektion und Nutzung von Wissen intensiviert und beschleunigt. Aus diesem Grunde ist sie konstitutiv auf die Weiterbildung angewiesen. Die lernende Gesellschaft, die sich durch eine hohe allgemeine Verbindlichkeit des Lernens charakterisieren lässt, gilt daher zu Recht als ihr Korrelat. Lebenslanges Lernen ist zu einer Pflicht geworden, der sich die Einzelnen und auch Organisationen nicht mehr entziehen können. Es stellt sich lediglich die Frage, wo und wie diese Pflicht zu erfüllen ist, und welche Angebote dazu z. B. die Universität macht.

3. Die Universität in der Wissensgesellschaft

3.1 Alte und neue Aufgaben

Die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft trägt irreversible Züge. Sie stellt für die Universität allgemein und die wissenschaftliche Weiterbildung im Besonderen nicht nur eine Rahmenbedingung dar, sondern steckt zugleich den Handlungs- und Gestaltungsspielraum ab.

Auf einer allgemeinen Ebene werden im Rahmen der Neuorganisation von Wissenschaft traditionelle Grenzziehungen obsolet. Sowohl die öffentliche als auch die private Forschung verschränken sich zunehmend und organisieren sich vermehrt in internationalen Zusammenhängen (CRAWFORD 1993). In diesem Entgrenzungsprozess verlieren die traditionellen Hochschulen ein Stück weit ihre Kontrollmacht über die Wissenschaft. Das führt u. a. zu einer Heterogenisierung der Qualitätskriterien und einer Bedeutungszunahme ausserwissenschaftlicher Bezüge in der alltäglichen Arbeit. Dies hängt sicher auch mit dem geringeren Stellenwert öffentlich finanzierter Forschung, den neuen technisch gestützten Kommunikations- und Kooperationsmöglichkeiten in der Wissenschaft und der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung von Wissen ganz allgemein zusammen.

Unter organisatorisch-funktionalen Gesichtspunkten verflechten sich im Prozess der Dynamisierung der Wissenschaften die Hochschulen mit ihrem gesellschaftlichen Umfeld zunehmend. Die Verflechtungen beziehen sich auf Lehre, Forschung, wissenschaftliche Weiterbildung und Dienstleistungen. Weiterhin stellen die Hochschulen eine wichtige Wissensbasis für das Funktionieren der nachindustriellen Wirtschaft bereit. Sie unterstützen die Individuen und Organisationen, den kontinuierlichen Wandel in der Gesellschaft sicherzustellen und tragen ganz allgemein zur sozialen, kulturellen und politischen Integration bei (vgl. beispielhaft dazu LINDENSTEIN WALSHOK 1995, S. 137ff). Konnte früher von einem Wirkungsmodell "Hochschule -> Wissen -> Gesellschaft" ausgegangen werden, so hat sich heute die Wirkungsrichtung eher umgekehrt zu: "Gesellschaft -> Wissen -> Hochschule".

Die Hochschulen sind nur eine der wissensproduzierenden Einrichtungen in der Gesellschaft. Sie bilden gleichzeitig eine Teil dieser Gesellschaft und sind so keine Insel mehr in ihr (vgl. dazu BARNETT 1994, S. 22). Die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen arbeiten auf vielfältige Weise - und nicht nur in eitler Harmonie - mit Einrichtungen der Hochschulen zusammen. Somit beeinflussen heute mehr als in der Vergangenheit verschiedene gesellschaftliche Gruppen die Tätigkeiten der Hochschulen.

In diesem Prozess ist die Differenz der kognitiven Macht zwischen denen, die an den Hochschulen arbeiten, und jenen, die außerhalb von ihnen tätig sind, geringer geworden, mag sie auch noch nicht ganz verschwunden sein (vgl. dazu GELLNER nach BARNETT 1994, S. 50). Für unser Land sei in diesem Zusammenhang illustrierend auf den Befund von WEINGART et al. (1992) hingewiesen, wonach als Ergebnis bibliometrischer Analysen (Messungen der Forschungsausgaben) die CIBA GEIGY AG als zweitwichtigste Forschungsinstitution der chemischen Forschung dasteht.

Die Entgrenzung der Strukturen der Wissenserzeugung und der gesellschaftliche Erfolg der Wissenschaften überhaupt zwingen die Universitäten, ihre Aufgaben und ihr Selbstverständnis als öffentlich finanzierte Wissenschaftseinrichtungen zu überprüfen und danach neu zu definieren. Zu fragen ist, worin ihr Beitrag zur Erzeugung und Vermittlung von Wissenschaft bestehen kann. Diese Frage soll im folgenden in konkretisierender Absicht speziell für die wissenschaftliche Weiterbildung diskutiert werden.

Obwohl die gesellschaftliche Einbindung der Universität inzwischen stark ist und sich vermutlich trotz oder gerade wegen der grösseren Autonomie noch verstärken wird, kann sie sich der Erwartung nicht entziehen, zum Verständnis der Welt einen wichtigen Beitrag zu leisten. Orientierungswissen wird zu Recht von der Universität verlangt. Hier sind nicht nur die Geisteswissenschaften, sondern auch die Natur- und Biowissenschaften gefordert. Die Erarbeitung solchen Wissens setzt sowohl Kontinuität als auch institutionelle Autonomie voraus. Gleichzeitig soll die Universität helfen, für die sich abzeichnenden ökologischen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme Lösungen zu finden. Sie soll also auch technologisches Wissen bereitstellen. Um dieses Wissen an die Lernenden weiterzugeben, muss sich die Universität an den Zielen des lebenslangen Lernens orientieren:

Erstens sind den Lernenden jene Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse zu vermitteln, die es ihnen gestatten, ihren lebenslangen Lernprozess künftig möglichst eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen, zweitens ist die Studienorganisation so auszugestalten, dass Erstausbildung und Weiterbildung in rekurrenter Weise absolviert werden können.

Dies bedingt eine Transformation der universitären Studienstruktur. Der Blick in die Wirklichkeit universitären Lernens zeigt uns deutlich, dass dieser Transformationsprozess bereits in Gang gekommen ist und sich schleichend, unspektakulär und auf evolutive Weise vollzieht.

Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an den Ausbau berufsbezogener Weiterbildungen, an die zahlreichen Versuche, die Erststudien zu straffen, an die Öffnung des Hochschulzugangs zu bestimmten Studiengängen für Populationen ohne Maturität. Auch die Universität passt sich offenbar den neuen Anforderungen der Wissensgesellschaft an, indem sie ihre Strukturen sektoriell verändert. Einige Argumente sprechen jedoch dafür, dass die Universitäten sich schneller anpassen müssen, wollen sie nicht ihre Stellung in der Gesellschaft gefährden.

3.2 Wissenschaftliche Weiterbildung als Chance

Die weiterhin steigende Studierendenquote, die Akademisierung der verschiedenen Beschäftigungsbereiche, der Druck auf eine berufliche Spezialisierung, die sich verschärfende Konkurrenz um berufliche Führungspositionen werden zu einem wachsenden Bedarf an universitärer Weiterbildung führen. Dieser wird sich jedoch nicht tel quel in einer wachsenden Nachfrage niederschlagen. Zum ersten wird das universitäre Weiterbildungsangebot nach wie vor in einer gewissen Konkurrenz zu demjenigen anderer (private Anbieter, Berufsverbände) stehen. Dann deutet einiges darauf hin, dass Weiterbildung "on the job" an Bedeutung gewinnt. Dies dürfte besonders für jene gelten, die in grossen Betrieben arbeiten. Drittens kann bis heute noch nicht klar geschätzt werden, in welchem Masse und für welche Inhalte die neuen Möglichkeiten der Informations- und Kommunikationstechnologien auch in der wissenschaftlichen Weiterbildung nutzbar gemacht werden können.

Trotz dieser Unsicherheit besitzt die Universität auf dem umkämpften Weiterbildungsmarkt eine starke Position. Zunächst beinhaltet die grosse Nähe der universitären Weiterbildung zur Wissenserzeugung einen Vorteil, der im Transformationsprozess zur Wissensgesellschaft noch wichtiger wird. In zahlreichen Bereichen verfügen die Universitäten zudem über ein Monopol an neuem Wissen, das sie dank internationaler Vernetzung kontinuierlich erneuern können. Dann kann die Universität den TeilnehmerInnen eine kritische Umwelt anbieten, die gestattet, systematisch wissenschaftliches Wissen mit Alltags- und Berufswissen zu konfrontieren. Diese Differenz erzeugt Raum für das Nachdenken, das Hinterfragen und den kritischen Dialog.

Namentlich ist es im universitären Raum möglich, auch über die Folgen wissenschaftlichen und praktischen Tuns zu rasonieren. Die Universität unterstützt die reflektierte Aneignung von Wissen, ohne dass gleichzeitig ein Handlungsdruck entsteht. Sie kann die Autonomie der Lernenden respektieren. Ferner sind dank öffentlicher Teilfinanzierung weder die Universität noch ihre Weiterbildung existentiell vom Markterfolg abhängig. Diese relative Unabhängigkeit kann kreativ genutzt werden. Die Hochschule greift Themen auf, die anderswo keinen Platz finden und auch nicht im "Trend" liegen. Sie bietet Programme auch dann an, wenn die Zielgruppe quantitativ relativ klein, die Fragestellung aber von grosser öffentlicher Bedeutung ist. Schliesslich ist die Universität als prestigeträchtige Einrichtung für die TeilnehmerInnen attraktiv.

3.3 Qualität in der wissenschaftlichen Weiterbildung

Im folgenden skizziere ich Qualitätsmerkmale der universitären Weiterbildung, die sicherstellen, dass die beschriebenen Vorteile auch genutzt werden. Dabei gehe ich davon aus, dass die Definition von Standards der Qualität notwendigerweise den Werten der Universität als wissensproduzierender, -rezipierender und -vermittelnder Organisation und ihrer Funktionsweise Rechnung tragen muss. Nur unter dieser Voraussetzung kann universitäre Weiterbildung institutionalisiert werden.

Für die Universität stehen folgende Qualitätsmerkmale im Vordergrund:

(1) *Einzigartigkeit:*

Bei der Gestaltung ihrer Weiterbildungsprogramme stützen sich die Universitäten auf ihre Stärken. Sie verknüpfen die Weiterbildung mit ihrer Forschung und dem Wissen und Können in ihren Lehrgebieten. Die Inhalte und ihre Vermittlung tragen dem neusten internationalen Stand des Wissens Rechnung (vgl. auch Weiterbildungsdidaktik). Mit der wissenschaftlichen Fundierung ihrer Weiterbildungsprogramme profilieren sich die Universitäten gegenüber der Konkurrenz

(2) *Systematik und Sequenzierung des Curriculums:*

Der Aufbau des Curriculums erfolgt grundsätzlich nach fach- bzw. fachgruppenlogischen Gesichtspunkten (vgl. Unterschiede nach Disziplinen). Im Rahmen einer solchen didaktischen Grundstruktur wird sichergestellt, dass Wünsche und Interessen der TeilnehmerInnen im Vollzug der Realisierung des Programms noch berücksichtigt werden können (vgl. zeitliche Organisation der Weiterbildung).

(3) *Formen von Wissen und ihre Vermittlung:*

Bei der Ausgestaltung der WB-Programme und ihrer didaktischen Gestaltung berücksichtigen die Universitäten die Besonderheiten der verschiedenen Wissensformen. Sie sind sich bewusst, wann sie Orientierungswissen ("Warum-Wissen"), technologisches Wissen ("Wie-Wissen") und Reflexionswissen ("Wer bin ich/wer sind wir-Wissen") weitergeben. Die Wissensbestände dieser drei Wissensformen können mehr oder weniger konsolidiert sein. Die Vermittlungsformen variieren je nach Konsolidierungsgrad.

(4) *Forschungsorientierte Lehrformen:*

ergänzen die klassischen Methoden in der Lehr-Lernorganisation in der Weiterbildung. Dank dem verfügbaren theoretischen und methodischen Know-how können die Universitäten Praxisprobleme der TeilnehmerInnen zum Gegenstand von Lernprojekten machen und die Weiterbildungsprogramme selber als Gefäße für die Wissensproduktion nutzen

(5) *Qualitätsdifferenzierung nach Fachgruppen:*

Die Qualitätsstandards werden nach Fachgruppen differenziert. Die Differenzierung bezieht sich in erster Linie auf die Gestaltung des Curriculums (vgl. Anteile der verschiedenen Wissensformen) und auf die Wahl angemessener Vermittlungsformen. Zu denken ist etwa an Weiterbildungsprogramme für Humanmediziner und Juristen, in denen die Vermittlung von technologischem Wissen im Vordergrund stehen kann. Weiterbildungsprogramme für Fachleute im Asylwesen setzen demgegenüber den Schwerpunkt eher auf die Weitergabe von Orientierungswissen.

(6) *Hochqualifizierte WissenschaftlerInnen als Lehrkräfte:*

In die Weiterbildung werden je nach Aufgabe alle Personalkategorien der Universität einbezogen. Namentlich sollte das hohe Prestige von ProfessorInnen auch für die Weiterbildung genutzt werden. Der universitätseigene Lehrkörper wird gezielt mit Fachleuten anderer Universitäten aus dem In- und Ausland ergänzt. Die Lehrkräfte werden für die Weiterbildung didaktisch qualifiziert und in den Veranstaltungen betreut (Coaching).

(7) *Kontinuität:*

Universitäre Weiterbildung wird kontinuierlich angeboten. Die TeilnehmerInnen wissen, mit welchen Angeboten sie wann rechnen können. Diese Kontinuität gestattet eine relative Unabhängigkeit von Modethemen. Die Universität stellt ferner Programme für Gruppen bereit, die sehr spezielle Weiterbildungsbedürfnisse haben und für Programme, die u. a. aus Kostengründen nicht durch den Markt abgedeckt werden (z. B. weil die Nachfrage quantitativ gering ist).

(8) *Die Kooperation*

Das Zusammenschaffen mit den AbnehmerInnen stellt für die Universitäten eine Notwendigkeit und eine Chance dar. Notwendig erscheint die Kooperation deswegen, weil sie hilft, die Nachfrage zu strukturieren und zur Bindung von KlientInnen an die Institution beiträgt. Als Chance gilt sie, da es unter dieser Voraussetzung gelingen kann, Problemlagen und Erwartungen der Nachfrage kennenzulernen und bei der Planung und Durchführung von Programmen zu berücksichtigen.

3.4 Weiterbildung - auch eine didaktische Herausforderung

Es versteht sich von selbst, dass sich die Lehre in der Weiterbildung in wesentlichen Punkten von derjenigen in der akademischen Erstausbildung unterscheidet. Die TeilnehmerInnen in der universitären Weiterbildung sind hochqualifizierte Berufsleute mit entsprechenden Erfahrungen. Sie verfügen über berufsbezogene Kenntnisse und Fähigkeiten, die in der Regel komplementär zu denen der Lehrenden sind (vgl. dazu neuerdings WITTPOTH). Sie nehmen freiwillig an der Weiterbildung teil und sind auch bereit, dafür persönlich finanzielle Mittel einzusetzen.

Lehr-Lernbeziehungen werden unter diesen Bedingungen wesentlich - zumindest auf ideeller Ebene - durch Grundelemente eines Vertrages (mit ausdrücklichen Rechten und Pflichten der Lehrenden und Lernenden) bestimmt. Die Beziehungen müssen möglichst horizontal ausgestattet werden. Die dialogische Form herrscht vor. Die universitäre Weiterbildung verwickelt die Lehrenden in einen Diskurs über Probleme in der Praxis der Arbeitswelt. Sie eröffnet den Lehrenden die Möglichkeit, sich mit neuen Fragen der Berufswelt auseinanderzusetzen und dabei insbesondere theoretische Überlegungen einem "Praxistest" auszusetzen. Stärker als in der akademischen Erstausbildung sind hier die Lehrenden auch als Lernende gefordert.

Ausserdem werden durch zeitliche, personelle und organisatorische Arrangements die TeilnehmerInnen unterstützt, das in der Weiterbildung erworbene Wissen und Können in ihrem Arbeitsfeld anzuwenden (Transferhilfe). Dazu bedarf es individueller Beratung. Schliesslich vermittelt die universitäre Weiterbildung auch Kontakte, die für Auftragsforschung oder Beratung genutzt werden können.

4. Verankerung der Weiterbildung als vierte Aufgabe an den Hochschulen

4.1 Nutzung und Bildung von Strukturen

Der Auf- und Ausbau der Weiterbildung an den Hochschulen kann - gerade zum heutigen Zeitpunkt - nur schrittweise erfolgen. Dabei muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Hochschulen ein komplexes Funktionsgefüge darstellen. Übernehmen sie neben Forschung, Lehre und Dienstleistung die Weiterbildung als vierte Aufgabe, gerät die herkömmliche organisatorische Balance in Bewegung. Es gilt, bei der schrittweisen Integration der Weiterbildung ein neues Gleichgewicht in der komplexen Struktur zu finden. Dies dürfte dann am ehesten gelingen, wenn für die Weiterbildung die bestehenden Strukturen und die eingespielten und traditionellen Entscheidungswege genutzt werden. Dadurch lassen sich Verunsicherungen im 'System' verringern. Freilich wird es an den wenigsten Universitäten genügen, sich nur auf die herkömmlichen Strukturen abzustützen. Das Besondere der Weiterbildung und ihre Scharnierfunktion zwischen Wissenschaft und Berufspraxis erfordern die Schaffung neuer, ergänzender Strukturen.

Unabhängig von der Tradition der Universität oder einer Fakultät stehen immer vier Bereiche im Vordergrund, die für die Weiterbildung strukturbildend sind: Zunächst muss sich die Universität darüber klar werden, welche Standards sie bei der Bereitstellung von Weiterbildungsangeboten setzen möchte. Namentlich gilt zu regeln, wer letztlich für die Qualität der Bildungsangebote verantwortlich ist, auch wenn dabei Fachleute aus der Berufspraxis als Lehrende zum Zuge kommen. Weiter stellt sich die Frage, welche Politik bei der Titelvergabe verfolgt werden soll. Sollen Titel in der Weiterbildung eher knapp gehalten werden und soll damit die Attraktivität der Weiterbildungsangebote erhöht werden, oder will man in 'demokratisierendem' Sinne mit verschiedenen und fein abgestuften Titeln dem Arbeitsmarkt andere Signale geben?

Diese Frage wird je nach Struktur der Grundausbildung und Zertifizierungspolitik von Universität zu Universität unterschiedlich zu beantworten sein. Drittens gilt zu klären, ob Weiterbildung Teil des Lehrdeputats sein soll. Dabei wird es sicher nicht sinnvoll sein, alle HochschullehrerInnen über das Lehrdeputat zu verpflichten, sich in der Weiterbildung zu engagieren. Gerade mit Blick auf eine hinreichende Qualität der Weiterbildungsangebote sollte hingegen jenen HochschullehrerInnen, die sich an der Weiterbildung - gewissermaßen aus innerer Berufung - beteiligen wollen, dieses Engagement im Rahmen ihres Lehrdeputats ermöglicht werden.

Schliesslich gilt es, administrative und finanzielle Regeln für die Durchführung der Weiterbildungsprogramme festzulegen. Namentlich denke ich dabei an die Honoraransätze für interne und externe Fachleute und die Verwendung allfälliger Überschüsse. Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Festlegung eines universitären Gesamtrahmens, in dem die Weiterbildung strukturell, organisatorisch und rechtlich integriert ist, nicht nur den inneruniversitären Frieden fördert, sondern es der Universität auch erleichtert, mit einem klaren und kompetenten Erscheinungsbild auf dem Weiterbildungsmarkt aufzutreten.

4.2 Aufgaben professioneller Weiterbildungseinrichtungen

Die Erfolgsgeschichte der universitären Weiterbildung an den amerikanischen, britischen und französischen Hochschulen ist wesentlich auch eine Erfolgsgeschichte ihrer zentralen professionellen Weiterbildungseinrichtungen. Die Erfahrungen in diesen Ländern zeigen deutlich, dass der komplementären professionellen Einrichtungen beim Aufbau und bei der Weiterentwicklung der Programme eine zentrale Bedeutung zukommt.

Weiterbildung stellt eine Hochschulaufgabe eigener Art dar. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass diejenigen, die sich in der Grundausbildung mit grosser Kompetenz engagieren oder hochspezialisierte Forschung betreiben, immer auch darauf vorbereitet sind, in der Weiterbildung Programme sinnvoll und effizient zu planen und mit Fachleuten aus der Berufspraxis zusammenzuarbeiten. Weiterbildung als Hochschulaufgabe eigener Art bedeutet im Kern, dass ihre kompetente Wahrnehmung ein spezielles Wissen und Können voraussetzt. Dieses bezieht sich auf Entwicklungen in der Arbeitswelt und auf den Weiterbildungsmarkt, auf Bedarfsfragen in den verschiedenen Berufsfeldern und auf die Grundproblematik des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und beruflicher Praxis in den verschiedenen Fachbereichen.

Für eine effiziente Planung von Weiterbildungsangeboten ist es beispielsweise durchaus hilfreich, über Kenntnisse der Akademisierung in den verschiedenen Branchen zu verfügen, zu wissen, wie sich Tätigkeiten und Funktionsfelder hochqualifizierter Fachkräfte in Forschung, Entwicklung und Management verändern, und profunde Kenntnisse darüber zu haben, welches Wissen in welcher Disziplin so weit konsolidiert ist, dass es "weiterbildungsfähig" ist. Professionelles Wissen beinhaltet ferner auch die Kenntnis neuer und effizienter Lehr- und Lernformen

sowie die Fähigkeit, Instrumente zur Evaluation von Weiterbildungsprogrammen zu entwickeln, anzuwenden und die erhobenen Daten auszuwerten. Die skizzierten Wissensbestände haben in der Regel einen fachübergreifenden, zumeist sozialwissenschaftlichen Charakter, sie allein garantieren allerdings noch keine effiziente und professionelle Wahrnehmung der Aufgaben in der universitären Weiterbildung. Fachleute, die in diesem Bereich tätig sind, sollten darüber hinaus über ein Können in Planung, Management, Marketing, Administration und insbesondere Beratung verfügen.

Es versteht sich von selbst, dass sich die skizzierte Professionalität nur dann entwickeln kann, wenn die entsprechenden Fachleute die Gelegenheit haben, sich mit diesen Grundfragen inhaltlich ernsthaft und kontinuierlich auseinanderzusetzen und gleichzeitig ihren Aufgabenbereich auf ein begrenztes Spektrum spezialisieren können. Es besteht auch kein Zweifel, dass Planung, Management und Administration in der Weiterbildung professioneller wahrgenommen werden können, wenn die entsprechenden Einrichtungen zur Initiierung von Weiterbildungsprogrammen über Mittel verfügen (Anschubfinanzierung, Defizitgarantie). Schliesslich betrachten wir die didaktische Förderung der Hochschulangehörigen für die Weiterbildung als eine wichtige flankierende Massnahme, mit der die Qualität des Weiterbildungsangebotes sichergestellt werden kann. Selbst wenn alle Hochschulangehörigen in diesem Bereich in Zukunft über eine grosse Kompetenz verfügen, wird es weiterhin einen Bedarf an individueller weiterbildungsbezogener Beratung geben. Diesen sollten die Fachleute für universitäre Weiterbildung wahrnehmen.

5. Ausblick

Die Sondermassnahmen, welche der Bund 1990 zur Förderung der universitären Weiterbildung in Kraft gesetzt hat, haben ihre Ziele nicht verfehlt, obwohl sich in der Zwischenzeit die strukturell-arbeitsmarktlichen Voraussetzungen wesentlich geändert haben. Wurde Ende der 80er Jahre noch ein Mangel an Arbeitskräften, besonders an Ingenieuren beklagt, so hat sich seit den 90er Jahren die Akademikerarbeitslosigkeit erhöht. Die grosse Nachfrage, die trotz ungünstiger Arbeitsmarktlage die Weiterbildung an den Universitäten gefunden hat, weist auf den von mir skizzierten Strukturwandel der Gesellschaft hin. Der Bedarf an Weiterbildung nimmt erstens als Folge der Transformation der Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft zu. Zweitens hat sich der Kampf um knappe Positionen im Beschäftigungssystem verschärft. Weiterbildung stellt eine Voraussetzung und eine Folge des gesellschaftlichen Strukturwandels dar.

Der Stellenwert, den die Universität der Weiterbildung gibt, entscheidet nicht unwesentlich über deren Position und Bedeutung in der Wissensgesellschaft. Gerade aus diesem Grund ist es nicht sinnvoll und kaum begründbar, das Engagement in der universitären Erstausbildung oder der Forschung gegen ein solches in der Weiterbildung auszuspielen.

Die Sicherung oder Verbesserung der Stellung der Universität in der modernen Gesellschaft erfordert Aktivitäten in allen drei Bereichen. Nur dann kann das Projekt der Moderne, nämlich die Aufklärung durch Wissenschaft, weitergeführt werden. Zwar ist es möglich, einzelne Bereiche in der Weiterbildung über den Markt und die Nachfrage zu finanzieren, aber es spricht nichts dafür, dass eine aufklärende Weiterbildung auch über den Markt organisierbar wäre. Letztlich wird über die Qualität wissenschaftlicher Weiterbildung nicht am Markt, sondern in der Wissenschaft selber entschieden.

Literatur

BARNETT, Ronald: *the Limits of Competence*. London, 1994

BELL, Daniel: *The coming of post-industrial society: a venture in social forecasting*. New York, 1973 (dt: *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt a.M., 1989)

CRAWFORD, Elizabeth et al. *The Nationalization and Denationalization of Sciences: An Introductory Essay*. In: dieselben, *Denationalizing Science. The Contexts of International Scientific Practice*, Dordrecht, 1-42, 1993

GIBBONS, Michael et al.: *The new production of knowledge: The Dynamics of science and research in contemporary societies*. London, 1994

GIDDENS, Anthony: *Jenseits von Links und Rechts*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 1997

LINDENSTEIN WALSHOK, Mary: *Knowledge without Boundaries*. San Francisco, 1995

WEINGART, Peter/STRATE, Jörg/WINTERHAGER, Matthias: *Forschungslandkarte Schweiz*: In: SWR (Hrsg.): *FOP 11*, Bern, 1992

WITTPOTH, Jürgen: *Wissenschaftliche Weiterbildung als Sonderfall der Lehre*. In: Unipress/90, Universität Bern, 12-14, 1996